

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **52 (1972-1973)**

Heft 9

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERATUR ZUR ZEITGESCHICHTE

«Sündenböcke der Schweiz»?

Das Buch von Gerhart Waeger über «Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940–1946» mit dem dramatisierenden Verlagstitel «Die Sündenböcke der Schweiz»¹ widerlegt ohne Absicht eine These, mit der auch in der Schweiz die Zeitgeschichtsforschung behindert wird: Es sei nicht opportun, verklingende, vielleicht schon vergessene Konflikte wiederaufzurühren. Vor allem aber, so befürchten allzu vorsichtige Aktenbewahrer, drohe durch eine Freigabe von möglicherweise belastenden Archivalien die Gefahr, dass einst in Verantwortung stehende, heute noch lebende Persönlichkeiten oder deren Nachkommen erneuten Kontroversen ausgesetzt würden. Dabei bleibt verkannt, dass eine überängstliche Geheimhaltung gerade den gegenteiligen Effekt erzielt. Wird doch meist nur die leider allzu verbreitete Bereitschaft gefördert, durch voreilige Vermutungen und Verdächtigungen Kenntnislücken zu überbrücken. Nachdem sich dann das (Vor-)Urteil eingewurzelt hat, ist das Bemühen der Historiographie, ihre differenzierenden Forschungsergebnisse über den eigenen Fachbereich hinaus bewusst zu machen, zumeist ein vergebliches Unterfangen. Wo der Persönlichkeitsschutz unbedingt gewahrt bleiben muss, handelt es sich fast immer um Dinge, die – im Bereich der Privat-

sphäre liegend – kaum geschichtswirksam waren.

Die vorliegende Arbeit erschliesst erstmals die zum Teil umfangreichen Privatakten der Initianten, wobei aber auch einschlägige Dossiers aus dem Schweizerischen Bundesarchiv ausgewertet werden konnten. «Die Suche nach dem Feind» bezeichnet der Verfasser sein einführendes Kapitel, das das rastlose Bemühen um «Säuberung» von 1945/46 in ein kritisches Licht rückt. Am 28. Dezember 1945 lag der erste Teil des bundesrätlichen Berichtes vor, der entsprechend der Motion Boerlin über die antidemokratischen Umtriebe während der Kriegsjahre hätte Auskunft geben sollen. Die «Eingabe der Zweihundert» war hier nicht behandelt worden. Da im Zusammenhang mit der Affäre Klaus Hügel die Öffentlichkeit fast gleichzeitig auf die Petenten aufmerksam wurde, argwöhnte man, hier werde ein wichtiger Personenkreis gedeckt, der mit der Fünften Kolonne in Verbindung gestanden habe. Von «ehemaligen Aktivisten der Fünften Kolonne», die unbehelligt einflussreiche Ehrenposten bekleideten, berichtet der «Vorwärts» vom 24. Dezember 1945. Die «National-Zeitung» vom 18. Januar 1946 glaubte hier «Judasarbeit der Fünften Kolonne» zu erkennen, und Hans Schwarz urteilte über die Zweihundert in der «Nation» vom 6. Februar 1946: «Das waren unsere Quislinge – nicht

die einzigen übrigens! Sie waren gefährlicher, und sie sind und bleiben verächtlicher als die Fröntler.»

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung hatte Bundesrat Eduard von Steiger, selbst einst Mitglied des umstrittenen «Volksbundes», die verlangten Namen preisgegeben: die Erstunterzeichner Hektor Ammann, Heinrich Frick, Emil Friedrich, Rudolf Grob, Caspar Jenny, Fritz Rieter und Andreas von Sprecher; 98 Mitunterzeichner der Eingabe vom 15. November 1940; 45 mit dem Schreiben vom 12. Dezember 1940 an den Bundesrat gelangte Signatare und weitere 23 auf einer im Frühjahr 1941 eingereichten Liste verzeichnete Personen. Ein umfassender Untersuchungsbericht, der die vielschichtigen Zusammenhänge hätte vermitteln müssen, unterblieb jedoch. Die «im Interesse vollständiger Abklärung» erfolgte Namenspreisgabe brachte damals für viele Betroffene schwere Konsequenzen – am tragischsten war wohl der Selbstmord von Oberstleutnant W. Th. Zollikofer. Worin aber bestand nun ihre eigentliche Verfehlung?

Die Eingabe der «Zweihundert»

Gerhart Waeger gibt zunächst einen Überblick über die Geschichte des «Volksbunds für die Unabhängigkeit der Schweiz», der 1921 von deutschfreundlichen Persönlichkeiten gegründet worden war. Als engagierte Gegner eines Beitritts zum Völkerbund traten sie für eine Wiedergewinnung der integralen Neutralität ein. Aus diesem Kreis bildete sich ein «Komitee für die Neutralitäts-Initiative», das 1937 mit Erfolg darauf hinwirkte, dass der Bun-

desrat die Rückkehr zur uneingeschränkten Neutralität beschleunigt an die Hand nahm. Im Februar 1940 wandten sich Andreas von Sprecher, Hektor Ammann und Heinrich Frick erneut an den Bundesrat, um nun vollends auf den Austritt aus dem Völkerbund hinzuwirken. Im Verlauf der Jahre hatte sich bei den Initianten das Gefühl einer gewissen Vertrauensbeziehung zur obersten Bundesbehörde ausgebildet.

Nach der Niederlage Frankreichs hat Andreas von Sprecher im Juli 1940 eine erste Eingabenskizze angefertigt. Ihr Leitgedanke war, «alles zu tun, was, unbeschadet unserer Unabhängigkeit und Neutralität, unsere guten Beziehungen zu unsern Nachbarvölkern fördern kann». Hingegen sei alles zu unterlassen, was diese gewünschten guten Beziehungen zumal in Wort und Schrift belasten könnte. Dieses Grundmotiv ist im neuen Entwurf vom 21. Juli durch folgende Forderungen merklich konkretisiert worden: Massnahmen zur Änderung der bisherigen Presseberichterstattung, Rehabilitation der wegen ihrer Deutschfreundlichkeit von Polizeiorganen verunglimpften Personen, wobei die verantwortlichen Behörden zur Rechenschaft zu ziehen seien, Austritt aus dem Völkerbund, Gesamtrevision der Bundesverfassung, «um den gegenwärtigen Partei- und Interessenvertretungen im eidgenössischen Parlament ein Ende zu bereiten». An die Stelle der «nicht bodenständigen parlamentarisch-bürokratischen Einrichtungen» hätte der «überlieferte föderative Aufbau, der für unser vielgestaltiges Volkstum lebensnotwendig» sei, treten sollen.

Es liegt nahe, dass Waeger im Zusammenhang mit dem letzten Punkt

auf die Affinität der Postulate hinweist, wie sie von der «Nationalen Front» in der Verfassungsdiskussion von 1934/1935 vorgebracht worden waren. Unterscheidet man jedoch im einzelnen, so muss die Verbindung vielmehr mit jenen christlich-konservativen Kreisen gezogen werden, die unter dem Schlagwort «Rückkehr zum Glaubensgrund unserer Väter» einem Mythos von der alten Schweizer Demokratie huldigten. Diese habe, wie der spätere Oberstkorpskommandant Hans Frick in den dem «Volksbund» zugehörigen «Monatsheften» im September 1934 schrieb, nichts mit dem «parlamentarisch-demokratischen Schlamassel» der Neuzeit gemeinsam. Das Ideal vom föderativen und christlichen Staat, dem von Sprecher als Bündner Politiker der konservativen Volkspartei nahestand, lief letztlich auf eine autoritäre Form von Demokratie hinaus. Derartige Erwägungen im Jahre 1940 erhielten unwillkürlich eine noch verstärkte fatale Doppeldeutigkeit. Die skizzierte Forderung wurde denn auch im Verlauf der weiteren Diskussion fallengelassen und fehlt in der Endfassung der Eingabe.

In den «Grundlinien eines aussenpolitischen Sofortprogramms» vom 28. August 1940 wurden nun tiefgreifende staatliche Eingriffe gezielt formuliert: Ausschaltung der Chefredaktoren von führenden Blättern wie Neue Zürcher Zeitung (Bretscher), Basler Nachrichten (Oeri) und Bund (Schürch), «Ausmerzungen» von Presseorganen wie der National-Zeitung, Weltwoche, Nation und dem Beobachter, straffe behördliche Kontrolle der Schweizerischen Depeschagentur, «positiver» Einsatz von Presse und Rundfunk und Entfernung von «für das Land nachteil-

gen» Personen aus verantwortlichen Stellen. Die Endfassung vom 15. November 1940 ist ohne die vorhergehenden Diskussionsunterlagen kaum in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen. Zwar enthält sie fast alle erwähnten Postulate, in der Form ist sie jedoch allgemeiner gehalten. Presseorgane und Chefredaktoren wurden im einzelnen nicht genannt, so dass nicht allen Unterzeichnern angelastet werden kann, was zuvor in kleinerem Kreis verschiedentlich erwogen worden war. Die aus acht Punkten bestehenden Forderungen waren in einen Rahmentext eingefügt, in dem unter anderem auch erklärt wurde: «Sollte die Vorsehung von der Eidgenossenschaft wiederum das grösste Opfer für die Wahrung ihrer Freiheit fordern, so wollen wir bereit sein, ihrem Rufe mit vorbehaltloser Entschlossenheit zu folgen (...).»

Das historische Urteil

Selbst wenn die verlangten Massnahmen auf dem Wege der Vollmachten «legal» hätten verwirklicht werden sollen, ist diese Petition längst durch die Zeit gerichtet. Ein Versuch zur Rechtfertigung war denn auch nicht die Absicht des Verfassers. Wer nicht durch das eigene damalige Miterleben emotionell und parteimässig gebunden ist, sieht hier nur die historische Fragestellung. Nach dem Sieg Deutschlands über Frankreich im Juni 1940 – und allein von dieser Situation ist auszugehen – sind über die weitere Zukunft der Schweiz zahlreiche Vermutungen und Auffassungen vertreten worden, die sich auf vier Grundkonzeptionen reduzieren lassen. Auf einen offenen Anschluss der Schweiz an Deutsch-

land arbeitete die Gruppe Leonhardt-Burri hin. Einer direkten Eingliederung glaubten die Gesinnungsgenossen um Franz Riedweg dadurch zuvorkommen zu können, dass sich die Schweiz im Sinne eines «germanischen Randstaates» mit Deutschland verbinde – unter Preisgabe ihrer Selbständigkeit. Diese vorwiegend nach Deutschland ausgewichenen Kollaborationskreise sind nach dem Krieg in mehreren Landesverratsprozessen abgeurteilt worden. Seltsamerweise wurde nach 1945 der Kontrast zwischen diesen und der von den «Zweihundert» verfochtenen Haltung zumeist ignoriert.

«Einig im entschlossenen Willen zur Erhaltung der ererbten Unabhängigkeit unserer Heimat» – wie es in der Petition einleitend heisst – war sich die überwiegende Mehrheit des Schweizer Volkes. Nicht der Kampfeswille im Fall eines Angriffes, sondern der Weg, wie dieser Angriff zu verhindern sei, bildete hier den Gegenstand von Kontroversen. An der Spitze jener Richtung, die allein im Festhalten an den bisherigen freiheitlichen und humanitären Prinzipien und damit an der Unversöhnlichkeit mit dem nationalsozialistischen Unrechtsstaat eine existenzwürdige Schweiz erblickte, standen die von Alice Meyer geschilderten Widerstandsgruppen. Nur wenige dürfen wie Hans Hausmann für sich in Anspruch nehmen, auch im Sommer 1940 nie gezweifelt zu haben. Von jenen schliesslich, die die Vormacht Deutschlands zumindest auf dem europäischen Kontinent auf Jahre hin bereits gesichert glaubten, erhofften sich die Initianten Unterstützung für den von ihnen gewiesenen Weg. Sie sahen im guten Verhältnis zu Hitlerdeutschland die alleinige Chance, die «wirtschaftliche und

staatliche Selbsterhaltung» zu bewahren, ohne einen deutschen Angriff auf sich zu ziehen. Nach ihrer Auffassung durfte Hitler weder durch Presseäusserungen noch durch andere, als deutschfeindlich interpretierbare Handlungen zum Krieg gereizt werden. Aus dieser Sicht wurde eine konsequente Umorientierung verfolgt. Der Vorwurf, der die Initianten trifft, ist ein doppelter. Zum einen waren sie bereit, das Wohlwollen des Hitlerregimes durch ein Stillschweigen seiner Gewaltverbrechen zu erkaufen. Dass damit das eigene Volk vor einem furchtbaren Schicksal bewahrt werden sollte, macht vieles erklärbar, ohne zu entschuldigen. Vor allem aber, und dies war der verhängnisvolle Irrtum der Initianten, hätte der von ihnen in gutem Glauben verfochtene Weg nicht zur Selbsterhaltung, sondern zur Selbstaufgabe geführt. Von einer Konzession zur anderen erpresst, wären sie zu spät zur Erkenntnis gelangt, dass in Hitlers Weltordnung – wie sich nach 1945 mit Bestimmtheit ergab – für eine selbständige Schweiz auch in «angepasster» Form kein Raum bestand.

Von den Initianten ist immer wieder hervorgehoben worden, dass sie vom Aktenfund in La-Charité-sur-Loire Kenntnis gehabt hätten. Durch diesen Fund sei das in die schweizerische Neutralität gesetzte Vertrauen in Deutschland erschüttert worden, und man habe es durch die eigene Aktivität wiederherstellen wollen. Auch Gerhart Waeger glaubt, dass dieses Wissen um belastende Geheimdokumente «als Motiv für das Entstehen der Eingabe zweifellos eine gewisse Rolle» spielte. Die Unterlagen über schweizerisch-französische Generalstabsbesprechungen waren den Deutschen am 16. Juni 1940 in die Hände gefallen. Am 29. Juli er-

hielt Hitler einen ersten Überblick und am 3. September 1940 einen eingehenderen Bericht über die erbeuteten Schriftstücke. Leider fehlen Angaben, zu welchem genauen Zeitpunkt Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, Oberstdivisionär Eugen Bircher, Oberst Gustav Däniker oder Bankdirektor Theodor Jaeger erste Kenntnis von dem Aktenfund erhalten haben. Zumindest der zuletzt Genannte hat in Rudolf Grob einen der Initianten in das Geheimnis eingeweiht, das bald auch ein weiterer kleiner Kreis teilte. Dr. Thoenen von Zweisimmen hatte als einer der ersten Schweizer wohl gegen Ende Juli 1940 aus Deutschland einen warnenden Hinweis erhalten. Den Initianten muss – für eine frühere Zeitangabe fehlen alle Hinweise – erst im August eine entsprechende Nachricht zugegangen sein. Bereits am 1. August aber unterhielten sie sich mit Bundesrat Pilet-Golaz ausführlich über ihre Postulate, die die Eingabe vom 15. November bestimmt haben. Mehr als der Verfasser dies tut, ist daher das heute als Entlastungsargument vorgebrachte Motiv kritisch zu verifizieren.

Vielfältige Affinität

Durch Waegers Darstellung ist vor allem der Deutungsversuch widerlegt worden, bei den «Zweihundert» habe es sich um einen isolierten Personenkreis gehandelt. Diese zur Beruhigung des eigenen Gewissens vorgebrachte These wurde schon durch den Bonjour-Bericht in Frage gestellt. Man braucht nicht den Ausspruch von General Guisan vom 15. November 1940: «Wir wollen uns an das neue Europa anpassen, aber nach Schweizerart!» sowie

ähnliche Worte zu zitieren, um zu beweisen, dass damals mit «Neuorientierung» und «Anpassung» nicht «Verrat» gemeint war. Mit dem Bundesrat standen die Initianten in vertraulichem Kontakt. Bundesrat Wetter schrieb Caspar Jenny am 9. August 1940: «Nun sagen Sie in Ihrem Brief: Es gibt auch einige Herren aus der Wirtschaft, die geeignet wären, eine gescheiterte Einstellung der Presse zum Dritten Reich zu fördern. Also endlich vor!» Der «Volksbund» glaubte, dem Bundesrat den Rücken stärken zu müssen – gegenüber der «Grossmacht Presse», wie sie Bundesrat Eduard von Steiger respektvoll bezeichnete. Dass fast die gleichen Leute mit Wissen der Behörden und unter Vermittlung von Bundesrichter Eugen Hasler als Gesprächspartner mit der von Klaus Hügel angeführten deutschen Delegation Pressefragen erörtern konnten, fügt sich nur allzu gut in dieses Bild. Die «Volksbund»-Leitung hatte sich in eine Rollenfunktion gedrängt, der man sich amtlicherseits bedienen konnte, ohne sich selbst zu kompromittieren. Dieses seltsame Vertrauensverhältnis wurde von den Initianten auch nach 1945 als bindend angesehen, obwohl sie damals fallengelassen worden waren. Wichtige Dokumente hielten sie trotz aller Angriffe weiterhin verschlossen. Darunter befand sich ein Brief von General Guisan an Wilhelm Frick vom 4. April 1941, der diesem rührigen Mitglied der «Aktion zur Wahrung der schweizerischen Neutralität» geschrieben hatte: «Mit grossem Interesse habe ich von Ihren Ausführungen Kenntnis genommen und dabei festgestellt, dass sich Ihre Auffassung über die Haltung der Presse mit der meinigen deckt.»

Leider verzichtet die gut gestaltete,

mit einem Dokumentenanhang versehene Arbeit darauf, die Unterzeichner der Eingabe näher zu charakterisieren. Etwa die Hälfte von ihnen waren Akademiker. Beachtliche Gruppen stellten die Kaufleute und Bankiers, Architekten und Ingenieure sowie die Offiziere. Eine Detailstudie könnte hier noch interessante Ergebnisse zeitigen. Das so gerne angewandte Schlagwort «germanophil», das die traditionsgebundene Gesinnung der Erstunterzeichner bedeutsam, aber nicht erschöpfend charakterisiert, genügt nicht, wenn die Gesamtheit der Initianten ins Blickfeld gerückt wird. Im Bemühen um gewissenhafte und sorgfältige Abklärung hat Gerhart Waeger den über die Detailgeschichte hinausreichenden Aspekt zu wenig berücksichtigt. Dieser hätte die Gefährlichkeit des Bodens transparent gemacht, den die Initianten trotz besten Willens beschritten haben. Zwar fehlen für eine direkte Verbindung mit dem bekannten Vorstoss des deutschen Presseattachés Georg Trump Beweise. Dass aber die Initianten den indirekten Einwirkungen der deutschen Zermürbungstaktik, die sich mit Vorliebe gegen die Presse richtete, auf Grund ihrer spezifischen Lagebeurteilung besonders preisgegeben waren, ist nicht zu übersehen.

«Jeder Hetzartikel und jede Hetzrede wird in Berlin und Rom zu Kenntnis genommen und registriert. Das Schuldbuch unserer Zeitungen und Parteien wird täglich umfangreicher. Will man mit Teufelsgewalt die <faschistischen Staaten> zu einer Vergeltung herausfordern? Wollen es unsere Behörden noch länger dulden, dass unverantwortliche Hetzer die Schweiz von Monat zu Monat in eine gefährlichere Lage hineintreiben, die letztenends

zum Untergang unserer Selbständigkeit führen kann?» Diese für die Auffassung der «Zweihundert» offensichtlich so prägnanten Worte sind einem Flugblatt von Alfred Zanders «Bund treuer Eidgenossen nationalsozialistischer Weltanschauung» aus dem Jahr 1938 entnommen: Sie deuten in diesem Punkt eine Gesinnungsgemeinschaft an, von der sich die meisten Unterzeichner weit getrennt glaubten.

Unterschied zwischen Anpassung und Landesverrat

Die Arbeit von Gerhart Waeger hat zweifellos zu einer sachlicheren Beurteilung der «Zweihundert» geführt. In der von ihr ausgelösten Diskussion hat sich aber auch gezeigt, dass die in ihrer ehrenrührigen Tendenz verfehlten Anschuldigungen, die in der Erregung von 1945/46 so rasch von den Lippen gegangen waren, tief verhaftet sind. Wie sich in Wirklichkeit «Quislinge» verhalten haben, lässt sich kaum besser als am Beispiel jenes Mannes studieren, der für Landesverräter zum Gattungsbegriff geworden ist: Vidkun Quisling. Am 18. Juli 1887 im Fyresdal geboren, gehörte der begabte Pfarrerssohn – das Examen der Militärakademie hatte er mit dem besten jemals vergebenen Prädikat bestanden – zu den zahlreichen Entwurzelten einer vom Umbruch bestimmten Generation. Was er sagen wollte, hatte ihm Oswald Spengler im wesentlichen vorweggenommen. In seiner Sicht – und hier liessen sich interessante Parallelen zu den Vorstellungen etwa von Hans Oehler aufzeigen – hatten sich Parteiideologien als Ausformungen des reinen Materialismus überlebt. Die Suche nach neuen Hori-

zonten und neuen Wertmassstäben, die die alte Welt verändern sollten, führte den ehemaligen Militärattaché und Mitarbeiter von Fridtjof Nansen zunächst in Russland zu Sympathien mit den Kommunisten. 1930 veröffentlichte Quisling ein politisches Programm, das ihn zum Promotor innerhalb der norwegischen Erneuerungsbestrebungen werden liess. 1931 gründete er mit Gesinnungsfreunden die «Nordiske Folkereising i Norge», die zwar ein honoriger Herrenclub blieb, die ihm jedoch Verbindungen öffnete, ohne die seine Ernennung zum Verteidigungsminister im Mai 1931 kaum zustande gekommen wäre. Im Kampf gegen die Arbeiterparteien scheiterte sein Plan, das Storting auszuschalten und eine nationale «Diktatur» herbeizuführen. Als am 24. Februar 1933 die von der Bauernpartei gestellte Regierung Hundseid fiel, musste auch Quisling gehen.

Eher zögernd beteiligte er sich im Mai 1933 an der «Nasjonal Samling», die unter seiner Führung die Erneuerungsbewegungen wie den «Nationalen Club» und die «Norges Nasjonal-socialistiske Arbeiderparti» zusammenzufassen suchte. In der Schweiz hatten die Verluste in den Nationalratswahlen von 1935 erwiesen, dass den Frontisten auf demokratischem Weg kein Erfolg beschieden war. Eine Rettung konnte, wie Walter Wolf richtig festgestellt hat, nur noch von aussen erhofft werden. In Norwegen hatten die Wahlen von 1936 der Nasjonal Samling, die unter den mangelnden organisatorischen Fähigkeiten Quislings über die Ansätze einer Partei nicht hinauskam, den Todesstoss versetzt. Von den 1935 angegebenen 15 000 Mitgliedern waren 1940 kurz vor der Besetzung nur noch rund 1500 übrig geblieben. Auch wenn die erste

Zahl stark übertrieben sein mag, ist leicht ersichtlich, wie sehr Quisling innerhalb dieses demokratischen Staates isoliert war.

Den Griff zur Macht konnte ihm nur noch deutsche Hilfe vermitteln. Die in der Publikationsreihe des Instituts für Zeitgeschichte veröffentlichte Habilitationsschrift von *Hans-Dietrich Looch* verfolgt in minutiöser Weise, wie sich Quisling in das Netz, mit dem er zusammen mit den Deutschen Norwegen vergewaltigen wollte, selbst verstrickte². In Alfred Rosenberg, der von einem deutsch-skandinavischen Block träumte, sowie in Erich Raeder, der sich von strategischen Überlegungen der Kriegsmarine leiten liess, fand Quisling seine wichtigsten Förderer. Nach dem Plan, den er im Dezember 1939 Raeder vortrug, schwebte ihm ein kombiniertes Unternehmen zwischen deutschem Überfall und einem eigenen Putsch vor. Die Unterredung zwischen Hitler und Quisling vom 18. Dezember 1939 schloss nach der Aufzeichnung Rosenbergs mit der Frage des letzteren: «Herr Reichskanzler, habe ich Sie richtig verstanden, dass Sie uns helfen wollen?» Hitler: «Jawohl, das will ich.» Worauf Quisling «still und froh im Auto nach Hause» fuhr und unterwegs zu seinem Begleiter sagte: «Ich merke, dass es so etwas wie ein Schicksal gibt.»

In diesem schmutzigen Spiel blieb Quisling eine hin- und hergeschobene Marionette. Am Tag der deutschen Landungen, am 9. April 1940, rief er sich in Oslo als Chef einer «nationalen Regierung» aus, die jedoch in der norwegischen Bevölkerung keinerlei Rückhalt fand. Bereits am 16. April sah sie sich von einem Administrationsrat abgelöst. Wenige Tage später wurde

Josef Terboven, bisher Gauleiter und Oberpräsident der Rheinprovinz, zum Reichskommissar für die besetzten norwegischen Gebiete ernannt. Der verhasste Quisling war für die Deutschen nur mehr ein Druckmittel, mit dessen Einsetzung man den kollaborationsunwilligen Norwegern je nach Lage drohen konnte.

Die «göttliche Mission»

Norwegen baute auf eine Neutralitätspolitik, bei der man sich – um ein Wort des Historikers Nils Orvik zu gebrauchen – «bereits im voraus für eine Seite entschieden hatte». Eine Neutralität, die vom Schutz Grossbritanniens abhängig war und die sich hätte zum Vorteil dieser befreundeten Nation auswirken sollen, bot den Deutschen keine Gewähr für ihre nördliche Flanke. Dass Norwegen jahrelang seine militärische Wehrbereitschaft vernachlässigt hatte, erleichterte jenen den Entschluss zur Besetzung. Gerade an diesem Beispiel lässt sich ablesen, wie wichtig es für die Schweiz war, an klaren Neutralitätsprinzipien festzuhalten und gleichzeitig so gut wie nur möglich zum Verteidigungskampf gerüstet zu sein.

Die Untersuchung von Hans-Dietrich Loock, der umfangreiche Quellenstudien zugrundeliegen, führt bis zum 25. September 1940, als der Versuch einer nationalsozialistischen Revolution in Norwegen endgültig gescheitert war. Loock hält sich bewusst fern von spekulativen Geschichtstheoremen und arbeitet in mühseliger Detailforschung die aus zahllosen Mosaiksteinchen sich zusammenfügende Ereignisgeschichte auf. Um so treffender gelingt es denn auch dem Autor – er ist Dozent am

Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin –, den ideellen Bezugsrahmen zu vermitteln. Ohne das Wissen um Quislings Prophetenbewusstsein, der an die «göttliche Mission der Nordischen Völker in der Welt» glaubte, bliebe das Wesen dieses Irrenden verschlossen. Sein Rassismus und sein Anti-Bolschewismus waren Bestandteile einer «universistischen» Weltanschauung (Loock), als deren Kündler er sich auserwählt fühlte. Da er überzeugt war, dass der Sieg dieses «Universismus» der Wille Gottes sei, blieb es für ihn sekundär, auf welchem Weg sich nun die «nordische Ordnung» erfüllen werde. Damit liess er sich von Dimensionen leiten, die der rationalen Kontrolle entzogen waren.

Zur Ideologie Heinrich Himmlers

Hatte Quisling einen «Bund der nordischen Völker» angestrebt, so erblickte Hitler in der norwegischen Nation vor allem willkommenes «Menschenmaterial» zur «bewussten Züchtung des neuen Menschen», der – jeden nationalen Rahmen sprengend – dieser Vision zufolge die künftige Welt beherrschen sollte. Himmler seinerseits meinte im November 1940, in fünfzig oder hundert Jahren einen grossgermanischen Staat voraussehen zu können, in dem Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland «und eventuell weitere Gebiete» voll integriert wären. Je stärker dieses im Irrationalen gründende Sendungsbewusstsein ausgeprägt war, desto grösser war die Bereitschaft, zur Erreichung des Endzieles jedes noch so ungeheuerliche Verbrechen in die Tat umzusetzen.

«Es ist der Fluch des Grossen, dass

es über Leichen schreiten muss, um neues Leben zu schaffen.» Dieser Ausspruch Himmlers – in gleichem Sinn hat sich auch Hitler geäußert – suchte die Unterdrückung oder gar Vernichtung ganzer Völker nicht nur als eine Notwendigkeit plausibel zu machen, vielmehr verherrlichte sie das Unmenschliche als eine aussergewöhnliche, alle Schwächen überwindende Willensleistung. Welch seichten geistigen Untiefen diese Hohenpriester des Blutmythos entstiegen waren, lässt sich nun, nachdem die wertvolle Studie von *Josef Ackermann* vorliegt, am Beispiel von Heinrich Himmler besonders eindrücklich belegen³. Für die Geschichte des SS-Ordens gibt trotz gewisser Mängel Heinz Höhne nach wie vor die umfassendste Darstellung. Hingegen gelang es Ackermann, der an der Universität in Ankara tätig ist, die geistige Entwicklung Himmlers auf Grund kaum ausgewerteter Akten bis ins Einzelne nachzuzeichnen. Aus den erhalten gebliebenen Tagebüchern der Jahre 1914 bis 1924 sowie aus einer bisher unbekanntenen Leseliste von 1919 bis 1933, in der Himmler seine Lektüre mit Titelangabe und kurzem Kommentar genau aufführte, lässt sich der Nachweis erbringen, welchen verderblichen Einfluss das zweifelhafte Schrifttum eines Friedrich Wichtl, Arthur Dinter, Theodor Fritsch und anderer zumal in völkisch gesinnten Kreisen gelesener Autoren gehabt hat.

Der Verfasser behandelt zunächst Himmlers erste drei Lebensjahrzehnte, während derer sich die schiefe, unheilvolle Gedankenwelt von erschreckender Mittelmässigkeit entwickelte. In der Anlage pedantisch, aber auch freundlich und im allgemeinen hilfsbereit, hätte sein Lebensweg durchaus in ver-

nünftige Bahnen gelenkt werden können. Dem physisch Schwächlichen war der Soldatenberuf höchster Wunsch, der sich ihm in der Wehrmacht versagte, dessen Erfüllung aber in der völkischen Bewegung möglich schien. Die zwanziger Jahre brachten die Hinwendung zum radikalen Antisemiten, die Übernahme der Blut- und Rassenlehre und damit die Wandlung des überzeugten Katholiken zum unversöhnlichen Gegner der christlichen Kirchen. Im folgenden greift Ackermann die bedeutendsten Themenbereiche wie «Germanentum-Christentum», «Die Schutzstaffel», «Die Endlösung der Judenfrage» sowie Himmlers Deutung des künftigen «Grossgermanischen Reiches» heraus und verfolgt, wie die vor 1933 angeeigneten abstrusen Auffassungen zu einer Weltanschauung ausgebaut und in die Praxis umgesetzt wurden. Das «organisatorische Genie des Mordes» hat Hannah Arendt Himmler treffend genannt. Man darf sich aber nicht mit dem Schauer darüber begnügen, was aus dem ehemaligen Musterschüler geworden ist. Das Wissen um das Ausmass möglicher menschlicher Verirrung verpflichtet zur Wachsamkeit gegenüber allem, was einem erneuten Abgleiten ins Unmenschliche Vorschub zu leisten vermag. Für die Gefährlichkeit jeder Rassenideologie gibt es kein eindrücklicheres Zeugnis als dieses Buch, das seine Ergebnisse durch einen vierzig Dokumente umfassenden Anhang untermauert.

Noch konziser als Josef Ackermann hat *Hans-Dietrich Looch*² den Unterschied zwischen Hitlers und Himmlers Endschau herausgearbeitet. Für die Rückzüchtung des «Germanen» samt seiner mythisierten Vorzeit hatte Hitler

nur Spott. Nach ihm ging es um die Herausdestillation des «neuen Menschen» wofür die «nordischen» und «germanischen» Substanzen lediglich das beste «Schöpfungsmaterial» darstellten. Wie immer auch diese Welt Herrschaft unbegrenzter Inhumanität konzipiert worden ist, so herrschte darin Einigkeit, dass der Kampf um das Endziel von Anfang an mit einem gigantischen Gegner zu führen sei: mit dem sogenannten Weltjudentum. Nach nationalsozialistischer Vorstellung waren die Juden – wie Goebbels sagte – «der Feind der Welt, der Vernichter der Kulturen, der Sohn des Chaos». Den Begriff «Jude» wollte Himmler bewusst nicht definiert wissen, weil mit ihm alle Menschen, die er zum weiten Personenkreis der «schädlichen Elemente» zählte, gestempelt und in die «Endlösung der Judenfrage» miteinbezogen werden sollten. «Die Feinde des Deutschen werden vom Judentum geführt oder sind seine geistigen Kinder», schrieb das SS-Leitheft Nr. 3 vom 22. April 1936: zu ihnen sollten die Freimaurer, die Marxisten und Bolschewisten, die «Liberalisten» und Kapitalisten, die Pazifisten und die «politische Kirche» gehören.

Der in der Schweiz vom April 1933 bis zum Juli 1944 gültige Grundsatz: «Flüchtlinge nur aus Gründen der Rassenverfolgung sind nicht als politische Flüchtlinge . . . zu betrachten», war der wohl tragischste Beweis dafür, dass man das wahre Wesen des Nationalsozialismus nicht erkannt hatte. Die Juden waren unter den Gegebenheiten des Dritten Reiches nicht nur auch noch irgendwie den politischen Flüchtlingen zuzurechnen; sie verkörperten den politischen Flüchtling schlechthin. Denn die Rasse war hier ja nur Haupt-

merkmal eines eminent politischen Kampfes. Wenn in Deutschland gelegentlich zwischen jüdischen und politischen Flüchtlingen unterschieden wurde, so nur deshalb, um die Juden als Parias, die niemand auf die Dauer behalten will, international zu isolieren. Dieser Differenzierung hat das Ausland damals nur allzu gerne Folge geleistet. Während des Zweiten Weltkrieges barg die Schweiz 251 politische Flüchtlinge, aber 28 512 schutzsuchende Juden. Zwar bot das Statut des politischen Flüchtlings keine Sicherheit, das Schicksal der letzteren war aber noch ungewisser.

Emil Oprecht und die deutsche Emigration

Diese Zusammenhänge sind bis heute nicht vollends erhellt worden. So etwa, wenn Peter Stahlberger schreibt: «Das Dritte Reich unterschied richtigerweise zwischen Flüchtlingen aus rassistischen und solchen aus politischen Gründen, eine Differenzierung, die sich auch auf seine Politik übertrug.» In Wirklichkeit wurde weniger differenziert als diffamiert und dies seit 1933. Für Hitler waren die Emigranten einfach «die internationalen Zigeuner»; eine «Klique», wie er sich in der Berliner Rede vom 10. November 1933 ausdrückte, auf die – fiel sie später beim deutschen Vormarsch in seine Hände – dasselbe düstere Schicksal wartete.

Von Anfang an und mit bewundernswertem Opfermut hat sich der Zürcher Verleger Emil Oprecht für die derart bedrängte Emigration eingesetzt. *Peter Stahlberger* hat diese Persönlichkeit und ihr Wirken zum Gegenstand einer Dissertation gemacht, die – seitdem sie in Buchform vorliegt – grösste Beach-

tung verdient⁴. Ein erster Teil gibt einen Überblick auf die als Gesamtheit verfolgte, in sich aber vielfältig zersplitterte und heterogene deutsche Emigration sowie auf die deutsche und schweizerische Emigrantenpolitik. Ist ein prinzipieller Einwand oben schon vorweggenommen worden, so kann der Hauptteil dieses Bandes, der sich wohldokumentiert auf schweizerische wie deutsche Aktenbestände stützt, nur Zustimmung finden. Emil Oprecht (1895–1952) schuf der Emigration gegen Hitlers Willkür eine Stimme, die an Bedeutung den Editions du Carrefour in Paris oder dem Querido Verlag in Amsterdam in nichts nachstand. Willy Brandt, Otto Braun, Hans Habe, Arthur Koestler, Wolfgang Langhoff, Heinrich Mann und viele andere Autoren haben im 1933 gegründeten Europa-Verlag Aufnahme gefunden. Unvergesslich sind die aufrüttelnden Publikationen von Hermann Rauschning, dessen «Gespräche mit Hitler» und «Die Revolution des Nihilismus» ebenso klarsichtig den Nationalsozialismus blosslegten wie Konrad Heidens Bibliographie über Hitler die Herkunft und den Charakter dieses Mannes mit erstaunlicher Präzision erschloss. Im Verlag Oprecht & Helbling, mit dem 1925 Emil Oprecht seine verlegerische Tätigkeit begann, kamen vermehrt die literarischen Schöpfungen, darunter von Else Lasker-Schüler, Thomas Mann, Ignazio Silone und Friedrich Wolf zum Wort, die allein schon durch die Tatsache ihres Erscheinens politischer Protest und Zeugnis für ein an Grenzen nicht gebundenes geistiges Deutschland waren.

Dass diese Bücher überhaupt erscheinen konnten, war nur nach zähem Ringen mit unzähligen Schwierigkeiten

möglich, die durchzustehen Emil Oprecht mit Gefahr für Leben und Vermögen bereit war. Auf der einen Seite musste deutschen Pressionsversuchen und schweizerischen Zensureingriffen begegnet werden, zum anderen – dies wird heute gerne vergessen – war gegen eine grosse Skepsis der Leserschaft anzukämpfen. Peter Stahlberger schildert aber nicht nur den Verleger, sondern auch den Menschen Emil Oprecht, der bei der Rettungsaktion für Emigranten in Frankreich, für brotlose Künstler und in vielen anderen Notlagen seine tatkräftige Hilfe bewies. Derart im Zentrum des geistigen Lebens stehend, ist seine Biographie ein Teil jener umfassenderen Geschichte des geistigen Kampfes im Ausland gegen das Dritte Reich, zu deren Erhellung diese Publikation einen wesentlichen Beitrag leistet.

Grosser Staatsmann oder Wegbereiter Hitlers?

Naturgemäss hat sich die Exilliteratur vor allem und immer wieder mit dem Thema «Deutschland» beschäftigt. Hatte sie sich vorerst ganz mit dem Scheitern der Weimarer Republik und dem Erstarken der Hitler-Diktatur auseinandergesetzt, so wandte sie sich während des Zweiten Weltkrieges zunehmend den Fragen der künftigen politischen Gestaltung nach der Niederlage des Dritten Reiches zu. Wohl eines der wertvollsten unter diesen Zeugnissen ist 1934/35 im schweizerischen Asyl konzipiert, aber erst 1970 kurz nach dem Tod des Verfassers veröffentlicht worden: die Memoiren von *Heinrich Brüning*⁵.

Der 1885 in Münster geborene Katholik, vom 30. März 1930 bis 30.

Mai 1932 deutscher Reichskanzler, verstand sich nicht ganz zu Unrecht als die letzte Hoffnung für den Bestand der Weimarer Republik. Zumal auf aussenpolitischem Gebiet konnte Brüning für die nationalen Ziele: Annullierung der Reparationen, Revision des Versailler Vertrags und volle Gleichberechtigung mit den übrigen Grossmächten, wichtiges Terrain gewinnen. Es war die Tragik der Weimarer Republik, dass erst die Alliierten Hitler das gewährten, was einzig zur Stabilisierung im Innern hätte führen können. Stattdessen war Deutschland wirtschaftlich und politisch zerfallen, Parteien und Führung durch Konflikte und Intrigen unfähig zu konstruktiver Arbeit. Brünings Pflichtauffassung: «Genau wie im Felde mich dort einzusetzen, wo eine Gefahr noch zu verhüten sei», vermochte den Brand nicht zu verhüten. Der Griff zur Notverordnung blieb fragwürdig, die Hoffnung, Hitler in die Regierungsverantwortung einzubeziehen und dadurch mässigen zu können, bedenklich. Ob Brüning, wie er in seiner Abschiedsrede vom 11. Mai 1932 vor dem Reichstag mahnte, «hundert Meter vor dem Ziel» stand, ist mehr als fraglich. Gerade seine Erinnerungen zeigen wie kaum ein anderes Dokument, wie rasch nach 1930 unter dem Einfluss der politischen Radikalisierung Staat und Gesellschaft von einer selbstzerstörerischen Demoralisation unterwandert wurden.

Das deutsche Erbe

«Die deutsche Frage ist das dunkelste, verwickelteste und umfassendste Problem der ganzen neueren Geschichte.» Dieses Wort des politischen

Schriftstellers Constantin Frantz von 1866 scheint seine Aktualität nicht einzubüssen. 1945 hatte Wilhelm Röpke sein Buch «Die deutsche Frage» veröffentlicht, in dem er sich gegen die Aufrechterhaltung von politischen, geistigen und wirtschaftlichen Bindungen zwischen dem «russischen Ostdeutschland» und dem «abendländischen Westdeutschland» aussprach. Wenn man vom «Reiche» immer noch von einer Einheit denke, so beweise man damit entweder, «dass man die Realität nicht verstanden hat, oder, dass man bewusst die Politik der Russen fördern will . . .». Ihren letzten Höhepunkt hat die Diskussion um diese Thematik während der Debatten um die Ostverträge erlebt. Unter diesem Eindruck, aber offensichtlich ohne Bezug auf Röpke legt *Alfred Jüttner* seine gleichnamige Bestandsaufnahme: «Die deutsche Frage» vor, die gerade noch das Viermächte-Abkommen über Berlin vom 3. September 1971 mitberücksichtigen konnte⁶.

Die beiden ersten Teile sind den allgemeinen Fragen der Begriffserklärung gewidmet, während der nachfolgende Abschnitt die Gesamtproblematik von Einzelaspekten her angeht. Der politikwissenschaftliche Charakter dieser Arbeit kennzeichnet vor allem den letzten Teil, der sich mit der Politik der beiden deutschen Staaten befasst. Alfred Jüttner verbindet in gekonnter und fundierter Weise die historische Betrachtung mit gegenwartsbezogener Fragestellung. Zumal der Exkurs «Politik und Illusion» lässt einen engagierten, aber um Objektivität bemühten Skeptiker erkennen, den die Ergebnisse der Politik Brandt-Scheel erst noch überzeugen müssen. Gerade hierin liegt die Stärke und Schwäche dieser Studie

begründet, die über die gesicherte Grundlage historischer Erkenntnis weit hinausreicht. «Die deutsche Frage» ist und bleibt kontrovers, wie sich auch an diesem Buch erweist.

Klaus Urner

¹Gerhart Waeger, Die Sündenböcke der Schweiz – Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940 bis 1946, Walter-Verlag, Olten-Freiburg i. Br. 1971. – ²Hans-Dietrich Looock, Quisling, Rosenberg und Terboven – Zur Vorgeschichte und Geschichte der nationalsozialistischen Revolution in Norwegen

(Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 18), Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1970. – ³Josef Ackermann, Himmler als Ideologe – Nach Tagebüchern, stenographischen Notizen, Briefen und Reden, Musterschmidt-Verlag, Göttingen-Zürich-Frankfurt 1970. – ⁴Peter Stahlberger, Der Zürcher Verleger Emil Oprecht und die deutsche politische Emigration 1933–1945. Mit einem Vorwort von J. R. von Salis, Europa-Verlag, Zürich 1970. – ⁵Heinrich Brüning, Memoiren 1918–1934, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1970. – ⁶Alfred Jüttner, Die deutsche Frage – Eine Bestandsaufnahme, Carl Heymanns Verlag, Köln-Berlin-Bonn-München 1971.

ANGELSÄCHSISCHE ZEITSCHRIFTEN

Anlässlich des 100. Todestages von *Franz Grillparzer* hat George A. Wells eine prägnante wie sachliche Würdigung des Österreichers geschrieben (*German Life & Letters*, XXV, 2, Jan. 1972). Wells, der vor wenigen Jahren eine Studie über Grillparzers Dramen veröffentlicht hat, berücksichtigt zunächst das beachtliche essayistische Werk, um dann die Übereinstimmungen zwischen den kunsttheoretischen Äusserungen und dem dramatischen Schaffen herauszuarbeiten. – Eva Mason wendet sich in ihrem Beitrag über *Ein Bruderkwitz in Habsburg* gegen die vorherrschend positive Beurteilung Rudolf II., die ihr unhaltbar erscheint. Sie stützt sich im wesentlichen auf den ersten Akt stützend, entwirft sie das Bild eines launisch eigensinnigen Menschenfeindes, der den Sinn der göttlichen Ordnung zutiefst bezweifelt. Die Ordensstiftung als ein Zeichen der Lauterkeit anzusehen, scheint Mason ungerechtfertigt; für sie symbolisiert sie vielmehr die

Gefährdung und Leere eines Christus wie den Menschen entfremdeten Glaubens. Die sehr lineare Deutung wirkt oft bestechend, muss jedoch Grillparzers «Aus der Natur gegriffene Inkonssequenzen» ebenso vernachlässigen wie den in Rudolf angelegten Zwiespalt zwischen Person und Amt, Neigungen und Aufgaben.

Zwei weitere Beiträge sind der *Lyrick des Barock* gewidmet. Fritz Cohen untersucht *Gryphius'* verschiedene Varianten der zwei frühen Sonette «An Eugenien». Die Gegenüberstellung der ersten Fassung (1637) mit der letzten vom Dichter überwachten Ausgabe (1663) zeigt, dass beträchtliche Veränderungen vorgenommen worden sind, die ein ausserordentlich bewusstes Streben nach formaler Virtuosität erkennen lassen. Im Sinne einer grösseren Steigerung werden Kontraste stärker herausgetrieben und der Rhythmus intensiviert; eine Vereinfachung der Syntax geht Hand in Hand mit einer Differen-

zierung der rhetorischen Figuren. Cohen glaubt, dass Manheimers vorwiegend quantitativ orientierte Untersuchungen Gryphius' gleicherweise kunstvollen wie individuellen Stil nicht wirklich erfassen können, und so will er mit seinem – ungeheuer gründlichen – Vergleich Richtlinien für weitere Studien geben. – Peter M. Daly befasst sich vor allem mit den «andächtigen Betrachtungen» der *Catharina von Greiffenberg*. Dabei werden der politische, religiöse und soziologische Hintergrund der Erbauungsliteratur ebenso berücksichtigt wie der sinnbildliche Gehalt einzelner Gedichte, wie etwa des Sonetts «Über das kleine wolbekannte Blümlein: Vergiss mein nicht». Der Aufsatz reflektiert das hohe Niveau der angelsächsischen Emblemata-Forschung, der wir im deutschen Sprachbereich nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben.

Die Frühjahrsnummer der *Southern Review* (VIII, 2) ist fast ausschliesslich *englischen und modernen amerikanischen Lyrikern* gewidmet. Kathleen Raine, Autorin eines Buches über Blake und die Tradition, umreisst Blakes von Rousseau und Mary Wollstonecraft beeinflusste Einstellung zur Erziehung. Hier, wie in der jeder Erziehung zugrunde liegenden Deutung des Seins, steht Blake in unversöhnlichem Gegensatz zum Empirismus: Als ein Geschöpf Gottes ist selbst ein Neugeborenes in seinem Bewusstsein nicht etwa eine *tabula rasa*, sondern bereits mit einer ihm ganz spezifischen Vorstellungskraft («imagination») begabt. Dem Kind dieses individuelle, gottverwandte Vorstellungsvermögen frei entfalten zu helfen, gilt ihm als wichtigstes Anliegen einer Erziehung.

James McMichael befasst sich mit

Hart Cranes grossem zyklischen Gedicht *The Bridge*. Wie der grössere Teil der bisherigen Crane Kritik, lässt der Aufsatz eine skeptische Grundhaltung erkennen: Zweifel, wenn nicht gar Ablehnung, überwiegen die Faszination und färben Argumentation wie Formulierung (wie etwa in der Äusserung, Crane wolle uns seinen Mythos «verkaufen»). Selbst in der übrigens sehr ausführlichen Würdigung und Anerkennung von «The Dance» bleibt der Tonfall defensiv. Indessen scheinen sich die rauschhafte Intensität und kompakte Sinnlichkeit gerade dieses Gedichts McMichaels intellektualistischem Zugriff zu entziehen.

Das lyrische Werk Robert Penn Warrens ist reich an Gestaltungen der *paysage moralisé*; sie sind Gegenstand eines langen Essays von Schwester M. Bernetta Quinn, die gegenwärtig an einem Buch über symbolische Landschaften in der modernen Lyrik arbeitet. Die Autorin hat ein feines Gespür für die an Farbtönen und Lichtschattierungen unglaublich dichten äusseren wie seelischen Landschaftsbilder Warrens, zeigt behutsam den weiteren Rahmen der über sich selbst hinaus verweisenden Schilderungen, und weiss ihre Darstellung bei aller Informationsfülle übersichtlich und anregend zu halten.

Treffen wir bei Warren immer wieder auf die Gestaltung seiner südlichen Heimat, Kentucky, so ist John Wheelwright geprägt durch die geistige Landschaft Neuenglands. Nachfahre früher Siedler, ist ihm die neuenglische Tradition der geistigen Unruhe und Kompromisslosigkeit verpflichtendes Erbe; in einem seinen Vorfahren gewidmeten Gedicht bittet er um «the permanent of rebellion». Als Unitarier erzogen,

tritt er zum Anglikanismus über und wendet sich dann zum Sozialismus; in seiner letzten vor seinem jähen Tod veröffentlichten Gedichtsammlung, *Political Self-Portrait* (1940), verbindet sich dialektischer Materialismus mit einer humanistischen Grundeinstellung. Für ihn ist ein Dichter gleichzeitig auch immer Didaktiker; Aufgabe des Gedichts ist es, Idee und Gedanke einen sinnlich prägnanten Ausdruck zu verleihen, nicht Gestimmtheiten einzufangen. Ein tiefes Interesse für formale

Probleme und Experimente belegt sein zweiter Band, *Mirrors of Venus, A Novel in Sonnets*, 1938. Diesen zu Unrecht vergessenen, für die dreissiger Jahre sehr charakteristischen Dichter wieder einzuführen, ist das Ziel des Aufsatzes von Alvin H. Rosenfeld und S. Foster Damon. Vermerkt sei hier, dass Rosenfeld gegenwärtig eine Gesamtausgabe der nicht mehr im Handel erhältlichen Werke Wheelwrights ediert.

Karin Wogatzky

FRANZÖSISCHE SYMBOLISTEN IN DER DEUTSCHEN LITERATUR DER JAHRHUNDERTWENDE (1869–1914)

Die deutsche Literatur der Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg, insbesondere Rilke, Hofmannsthal und natürlich George samt Jüngern, daneben all die anderen, die in der Literaturgeschichte als Neuromantiker, Impressionisten, Dekadente, oder neuerdings immer öfter als «Jugendstil-Lyriker» firmieren –, sie alle waren dem französischen Symbolismus verpflichtet. Dem Literarhistoriker ist dies nicht neu. Nicht nur die germanistischen Handbücher, auch die allgemeinbildenden Lexika konstatieren diesen Sachverhalt, und dem Germanistikstudenten werden im Examen entsprechende Auskünfte abverlangt. Das Thema «Französische Symbolisten in der deutschen Literatur der Jahrhundertwende» scheint also nicht so sehr Neuland zu sein, das durch wissenschaftliche Forschung und Diskussion zu erschliessen ist, als vielmehr dem Bereich des Ausgemachten, bereits zu Handbuch- und Examenswissen Ver-

festigten anzugehören. Dennoch wird nur ein oberflächlicher Betrachter es für überflüssig halten, dass der Lausanner Komparatist *Manfred Gsteiger* diesem scheinbar archivierten Problem eine (mit dem reichhaltigen Anmerkungssteil) 300 Seiten starke Untersuchung widmet, die Ende vergangenen Jahres erschienen ist¹. Denn wer bisher nun wirklich einmal Genaueres über die Rolle wissen wollte, die die Lyrik des französischen Symbolismus zu jener Zeit im deutschen Sprachgebiet spielte, wer nicht bereit war, sich mit den lakonischen und stereotypen Angaben der Handbücher, Literaturgeschichten und Lexika zu begnügen, musste seine Informationen mühsam aus Spezialstudien unterschiedlichen Forschungsstandes und uneinheitlicher Qualität zusammenklauben, die ihm aber auch nur jeweils Einblicke in Teilbereiche des Themas verschaffen konnten. Im übrigen blieben auch trotz dieser teilweise

verdienstvollen Vorstudien immer noch bestimmte Fragen unbeantwortet: Inwieweit war man damals in Deutschland nun wirklich über die zeitgenössische französische Lyrik informiert? Durch wen war man informiert? Wer übersetzte diese Lyrik und wie wurde sie übersetzt?

Gsteigers Verdienst ist es zunächst einmal, dass er in der Lage ist, derartige Fragen zu beantworten. Er hat weniger ein Buch *über* die deutsche Symbolismus-Rezeption geschrieben, als vielmehr diese Symbolismus-Rezeption selbst dargestellt, chronologisch vorgehend, nüchtern, detailliert, genau. Der bisher nur zu vermutende Mechanismus dieser Rezeption wird hier präzise beschrieben und belegt: ausführlich referiert Gsteiger die in längst vergessenen Zeitschriften erschienenen ersten Berichte ebenso vergessener Korrespondenten, die dem deutschen Publikum erstmals von seltsamen neuen Sternen am literarischen Himmel Frankreichs Kunde geben: von den «bizarren Phantasien» eines Mannes namens Baudelaire bis zur «verblüffenden Virtuosität» (!) eines Herrn Mallarmé. Wer nun etwa erwartet, dass diese frühen literarischen Chronisten angesichts der revolutionären Neuartigkeit der von ihnen besprochenen Lyrik das Bild lächerlicher Hilflosigkeit boten, wird durch Gsteiger eines Besseren belehrt. Viele dieser literarischen Mittler der ersten Stunde haben mit erstaunlichem Scharfsinn erkannt, wodurch sich die neuere Lyrik vor der bisherigen auszeichnete: durch eine neue Technik verbaler Suggestion und Evokation und durch hohe Musikalität, wobei es nur die wenigsten ernsthaft zu stören schien, dass diese Qualitäten durch Verzicht auf konventionelle Sinnhaftigkeit erkauft

wurden. Daneben finden sich freilich auch Beispiele imponierender Torheit wie das des von den Degenerations-hypothesen der damaligen Psychiatrie besessenen Max Nordau, der den Zeitgenossen weiszumachen versuchte, das gesamte moderne Geistesleben und nicht zuletzt der Symbolismus (eine «Erscheinungsform der Imbecillität») seien Entartungsphänomene im klinischen Sinn, und der mit solchen Thesen sogar zeitweilig zu europäischem Ruhm gelangte, bis er von George Bernard Shaw so unbarmherzig gezüchtigt wurde, dass er als Literaturkritiker ausgespielt hatte. Dass Gsteiger daneben auch auf Stimmen treffen musste, in denen sich wilhelminisches Kraftgefühl herablassend über «Morbidität» und «Dekadenz» der zeitgenössischen französischen Lyrik äussert, kommt nicht unerwartet. Kurioser schon sind die von ihm verzeichneten Bemühungen deutscher Kritiker, unter Hinweis auf deutsche Vorfahren Verlaines und den «romantischen» Ton seiner Lyrik, den Dichter so für Deutschland zu annektieren, wie man dies zwei Jahrzehnte zuvor mit dessen Heimatstadt Metz getan hatte. (Dass selbst ein Stefan Zweig bei diesem Unfug mitspielte, ist unfasslich.) Aber es handelt sich hierbei nur um bizarre Randerscheinungen einer Auseinandersetzung, die im grossen und ganzen kenntnisreicher und verständnisvoller geführt wurde, als man vor der Lektüre des Gsteigerschen Buches anzunehmen geneigt war. Im Vordergrund dieses Rezeptionsprozesses standen natürlich die schon aus den Handbüchern bekannten Namen: Stefan George, Hermann Bahr, Stefan Zweig, Richard Schaukal, Richard Dehmel. Gsteiger berücksichtigt sie in gebührender Masse, doch bleibt

ihm oft nichts anderes übrig, als auf die vorliegende und oft – wie im Falle Georges – reiche Spezialliteratur zu verweisen und hier und da behutsam einige neue Akzente zu setzen. Vor allem aber scheint ihm daran gelegen, die schon Vergessenen noch einmal zu Worte kommen zu lassen, literarische Korrespondenten wie Paul Remer oder den nicht mehr genau zu identifizierenden Clemens Sokal, Amateurübersetzer wie die Wiener Baronin Melanie v. Rothen-tal, oder den Benediktinerpater Ansgar Pöllmann, der in seiner «Monatsschrift für religiöse Dichtkunst» *Gottesminne* das Seine zur Popularisierung des «katholischen» Verlaine beitrug. Einen interessanten Seitenblick wirft Gsteiger auf die zeitgenössische deutsche Romanistik. Wer glaubt, diese Wissenschaft sei damals ganz und gar von der Sprachgeschichte und der Erforschung der mittelalterlichen Literatur absorbiert gewesen und habe die zeitgenössische französische Literatur ignoriert, sollte sich diese Klischeevorstellungen durch Gsteiger korrigieren lassen. Schon 1892 legte Stefan Waetzold dem 5. Deutschen Neuphilologentag (!) in Berlin eine längere Arbeit über Verlaine vor, ein Jahr später erschien ein materialreicher Aufsatz über die zeitgenössische französische Lyrik aus der Feder jenes Karl Sachs, der als Mitautor des Sachs-Villatteschen Wörterbuchs noch heute jedem Romanisten bis hinunter zum Erstsemester bekannt ist. Auch in den zeitgenössischen Geschichten der französischen Literatur, so in der von Suchier/Birch-Hirschfeld ist bereits von den Symbolisten oder zumindest von dem damals wie heute besonders beliebten Verlaine die Rede. (Als Ergänzung darf der Rezensent hinzufügen, dass Theodor Engwer in seiner 1905 für

Velhagen und Klasings Sammlung französischer Schulausgaben bearbeiteten *Choix de poésies françaises* nicht weniger als 23 Gedichte verschiedener symbolistischer Dichter aufgenommen hat. Das Fehlen Mallarmés wird im Vorwort damit entschuldigt, dass dieser Dichter selbst in Frankreich als «extravagant» gelte. Immerhin las man also in wilhelminischen Gymnasien bereits Baudelaire, Verlaine, Rodenbach und Verhaeren!)

Gsteiger begnügt sich damit, sein Material im Zusammenhang darzustellen, es zu kommentieren und zu werten, wobei es zuweilen nicht ganz ohne berechtigte Kritik abgeht. Er verzichtet hingegen darauf, sogenannten «Einflüssen» nachzugehen, denn nicht der «Einfluss» ist der Gegenstand dieses Buches, sondern dessen Substrat. Indessen lässt er dem ersten, der «Rezeption» gewidmeten Teil seiner Arbeit einen zweiten folgen, der der «Reproduktion» gewidmet ist. In diesem Teil hat Gsteiger etwas zu bieten, was in den gängigen komparatistischen Arbeiten dieses Typs zumeist vernachlässigt oder schlicht vergessen wird: eine Bestandsaufnahme und kritische Analyse der zeitgenössischen Übersetzungen der rezipierten Texte. Man darf zwar annehmen, dass im Falle der symbolistischen Lyrik die Rezeption auch in Deutschland meist durch die Lektüre des Originals stattfand, indessen zeigt die grosse Zahl der damaligen deutschen Übersetzungen, dass eine breitere Leserschicht Verlaine, Rimbaud, Mallarmé, Laforgue und den besonders beliebten Maeterlinck durch das Medium der Sprache eines Stefan George, Stefan Zweig, Richard Dehmel, aber auch eines Karl Klammer, eines Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, oder einer Melanie v.

Rothental kennengelernt hat. Die grosse Rolle der Übersetzung bei der Vermittlung zeitgenössischer französischer Lyrik mag unter anderem durch einen Umstand bedingt sein, auf den Gsteiger nachdrücklich verweist: das bei den damaligen Übersetzern allgemein verbreitete naive Vertrauen in ihre Fähigkeit, durch ihre Übertragungen einen «gleichwertigen Ersatz» für die Originalgedichte liefern zu können. Wer sich einmal gründlicher mit den Problemen der literarischen Übersetzung befasst hat, wird sich unschwer vorstellen können, dass Gsteiger diesen Anspruch ad absurdum führen und teilweise sogar der Lächerlichkeit preisgeben kann. Manchmal waren nicht einmal die notwendigen Sprachkenntnisse vorhanden, wie Gsteiger nachweisen kann: «Est» wird mit «Westen», «bouvreuil» mit «Reh» übersetzt! Schlimmer noch wirkte sich die Manie der Übersetzer aus, «formgetreu» zu übertragen, das heisst Silbenzahl, Strophenform und Reimschema exakt wiederzugeben. Ein drittes Handicap, auf das Gsteiger immer wieder stösst, bestand in der Fixierung der meisten Übersetzer auf eine konventionelle Dichtersprache: immer wieder entdeckt er in den Übersetzungen eine lyrische Allerweltdiktion à la Geibel, epigonale deutsch-romantische Töne, oder aber auch zeitgemässere und originellere aber gleichermassen unpassende Ausdrucksformen der Neuromantik und des Jugendstils. So werden Gsteigers Übersetzungsanalysen zur Chronik von Misserfolgen: Neben Stefan George, dessen Übersetzungsleistung erst vor diesem Hintergrund ihr eigentliches Profil und Gewicht erhält, findet nur der Laforgue-Übersetzer Max Brod Gnade vor seinen Augen. Es versteht sich übrigens, dass Gsteiger seine

Übersetzungskritik nicht unter dem Gesichtspunkt einer normativen «Richtigkeit» betreibt (die es auf diesem Sprachniveau nicht gibt), sondern als komplizierte Synopse sprachlicher, stilistischer, ästhetischer und interpretatorischer Vorgänge auffasst. Bedauerlicherweise hat er sich nicht dazu entschliessen können, eine abschliessende Synthese seiner Einzelanalysen zu geben. Statt dessen endet sein Buch recht unvermittelt mit einem Musil-Zitat. Auch scheint uns der letzte Teil nicht zwingend mit der Rezeptionsgeschichte verknüpft. Wohltuend hingegen ist Gsteigers Verzicht auf Spekulation und Theoriebildung um jeden Preis. Der Lausanner Komparatist, übrigens in der Literaturtheorie wohl ausgewiesen, begnügt sich hier mit der traditionellen Rolle des Literaturhistorikers und des Philologen. Zu dem eminent historisch-philologischen Charakter seines Buches passt auch gut seine Darstellungsweise, die nüchtern-referierend ist, aber zuweilen eine ironische Distanz zum Gegenstand zeigt, die sich auch zum Sarkasmus steigern kann.

Alles in allem: Gsteigers Buch besitzt jene Eigenschaften, die man heute mit der eher unfreundlichen Vokabel «positivistisch» belegt: es ist kenntnisreich, vorzüglich dokumentiert, sachlich, frei von Thesen und Hypothesen. Es gehört nicht zu den Büchern, die zur Auseinandersetzung reizen, sondern zu jenen, auf die man sich bei künftigen Auseinandersetzungen berufen wird.

Erwin Kopp

¹ Manfred Gsteiger, *Französische Symbolisten in der deutschen Literatur der Jahrhundertwende (1869–1914)*, Francke-Verlag, Bern-München 1971.